

Das Waldviertel

Blätter für Heimat- und Volkskunde des niederösterreichischen Waldviertels.

In Verbindung mit dem Verein für Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien / Öffentliches Organ des Stadt-Museums Drosendorf, der Krahulek-Gesellschaft Eggenburg, der Heimatmuseen in Gmünd, Horn, Krems, Raabs an der Thaya und Waidhofen an der Thaya.

Erscheint sechswöchentlich. Erscheinungstage: 15. Jänner, 1. März, 15. April, 1. Juni, 15. Juli, 1. September, 15. Oktober, 1. Dezember l. J.

Schriftleitung und Verwaltung: Waidhofen an der Thaya, Kirchenplatz, N.-Ö.

Jahresbezugspreis 1931: Für Oesterreich ganzjährig S 3.50, halbjährig S 2.— (Einzelheft 50 g), im Auslandsversand um S 1.— für Portospesen mehr.

4. Jahrg.

1. Dezember 1931

Folge 8

Inhalt:

„Das Waldviertel“ 1931. Vom Verlag.

Aus der Geschichte Böggstalls. Von Regierungsrat Franz R o t t e r, Bezirkschulinspektor, Böggstall.

Ueber den Ortsnamen „Weitra“. Von Ing. Franz K i e ß l i n g, Krems.

Vitschau in Kriegsnöten. Von B. v. A., Vitschau.

Die Mineralshätze des Waldviertels. Von Emmerich S c h a i c h, Oberlehrer i. R., Allentsteig.

Der Zlabinger Stadtschreiber Johann Christoph Starckpauer (1676—1692) ein gebürtiger Vitschauer. Von Prof. Dr. Theodor D e i m e l, Zlabings.

Eine Erinnerung an Schönerer. Von Hofrat Dr. Franz Josef A l t r i c h t e r, Wien.

Die „Meier“ und „Müller“. Von Hans E n g l b r e c h t s m ü l l e r, Banglebarn vor Tulln.

Münzfunde aus dem Waldviertel. Von cand. jur. Werner H a b e l, Wien.

Grubenkraut und Saumoasn. Von Karl K r a m l e r, Pfarrer in Judenau.

Eggenburg vor fünfzig Jahren und heute. Von Hans Z w a s c h k a, Eggenburg.

Dorfgeschichten aus unserem Waldviertel:

Der unsichtbare Weggenosse. Von Alexandra A n t w i c z, Wien-Zwettl.

Bilder:

Böggstall, Gesamtansicht.

Böggstall, Schloß (Rundell).

Böggstall, Rückansicht des Schlosses mit Schloßteich und Kirche.

(Die Bildstöcke wurden von Herrn J. S i e d l e r, Buchdruckereibesitzer in Böggstall, gütigst zur Verfügung gestellt.)

Für Beiträge, die ohne Vorbehalt eingesandt wurden, ist redaktionelle Änderung vorbehalten. Unverlangt einlangende Manuskripte müssen, wenn hiefür Honorar verlangt wird, mit entsprechendem Hinweis versehen sein. Rücksendung erfolgt nur bei Rückporto. Beiträge, die auch in anderen Zeitungen erscheinen, werden nicht honoriert und müssen den Vermerk „frei“ tragen. Genaue Anschriften, deutlich schreiben!

Heimat- und volkskundliche Beiträge über unsere Waldviertler Heimat sind sehr erwünscht, desgleichen solche über das Wirtschaftsleben und die kulturellen Bestrebungen des Waldviertels, und ergeht an alle Heimatgenossen, die sich in dieser Richtung betätigen, die Einladung zur Mitarbeit. Den Verschönerungs-, Museal-, Volksbildungsvereinen, Fremdenverkehrsverbänden, den heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften der Bezirksschulbehörden und Gemeindeverwaltungen, den Heimatverbänden der Waldviertler in Wien, den Wirtschafts- und Kulturverbänden jeder Art wird für ihre Tätigkeitsberichte und Aufrufe an die Öffentlichkeit Raum gewährt. Es wird gebeten, sich mit der Schriftleitung ins Einvernehmen zu setzen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Schriftleiter: Hans Haberl jun., Waidhofen an der Thaya. — Druck: „Albrecht Dürer“, Wien, VII., Bandgasse 28.

Herzlichen Weihnachtsgruß und ein glückliches Neujahr

entbietet der Verlag seinen treuen Beziehern und allen Heimatsfreunden. Das Tannengrün ist das einzige Hoffnungsgrün und der Lichterschein der Kerzen, der einzige Hoffnungsschein, die uns aus dem Dunkel der Zeit entgegenschimmern. Wieder hat uns ein Jahr enttäuscht, froher Träume und Wünsche grausam beraubt, doch wenn uns schon alles geraubt wird, die Liebe zur Heimat bleibt uns dennoch. In unserem tannenreichen, grünen Waldlande ist Weihnachten schöner als anderswo und darum soll in diesen Tagen unser Gedanke auch mehr als sonst der Heimat gehören. Und nun frohe Weihnacht!

Der Verlag.

Mitteilungen an die Bezieher!

Dem Verlage möge von den Beziehern bekanntgegeben werden:

1. Fehler in der Anschrift. (Falscher Vorname, ungenau geschriebener Name, falsche Straßenbezeichnung oder Hausnummer.)
2. Irrtümliche Mahnung. Angabe des Datums und der Art der Einzahlung.
3. Mängel in der Zusendung. (Wieviel Hefte und welche Ausgaben nicht zugesandt wurden.)
4. Änderungen in der Anschrift durch Wohnungswechsel. (Umschreibung des Bezuges durch Sterbefall auf ein anderes Familienmitglied usw.)

Richtigstellungen werden sofort nach Einlauf der Mitteilung vorgenommen. Es wird nur sehr darum gebeten, eine solche möglichst rasch zu geben.

Bitte um Werbeanschriften!

Wieder bitten wir, uns Werbeanschriften bekanntzugeben und verweisen auf unsere Mitteilungen in den Folgen 1, 2, 3, 4, 5, 6 und 7. Die Prämien halten wir aufrecht. Für zwanzig Werbeanschriften wird je nach Wunsch der Jahrgang 1928, 1929 oder 1930 kostenlos zugesendet.

Schreibt Ansichtskarten!

Der Verlag will sich für seine Werbetätigkeit eine große Bilder Sammlung zusammenstellen. Alle Orte in ihren schönsten Gesamt- und Teilansichten, alle Burgen, Schlösser und Ruinen und alle landschaftlichen Schönheiten unserer Heimat müssen in dieser Sammlung vertreten sein. Es ergeht daher an alle Bezieher die Bitte, dem Verlag Ansichtskarten von ihrer engeren Ortsheimat zu senden. Die Vorderseite der Karte soll möglichst unbeschrieben bleiben. Bitte, scheue keiner von den Beziehern die kleine Ausgabe und sende jeder wenigstens eine Karte!

Den Lesern, die unserer Bitte schon nachgekommen sind, unseren herzlichsten Heimatdank!

An unsere heimatischen Lichtbildner!

Wir erinnern an unsere Vorschläge in Folge 5 und bitten um Mitteilungen.

Achtung!

Zu kaufen gesucht!

Achtung!

Heimatsbuch der Stadt Gmünd (Niederösterreich) von Franz Bagnik (1874). Preisangebote an Heinrich Koller, Wien, 16. Bezirk, Herbststraße 25.



Das Waldviertel

4. Jahrg.

1. Dezember 1931

Folge 8

„Das Waldviertel“ 1931.

Ein arbeitsreiches Jahr geht zu Ende. Nur einige Tage noch und ein neues Jahr öffnet seine Tore. Für „Das Waldviertel“ ist dieses Jahr von besonderer Bedeutung. Es wurde begonnen mit einem großen Wagnis, der Vergrößerung der Zeitschrift von 16 auf 24 Seiten und der Erhöhung des Bezugspreises von S 2.— auf S 3.50. Aber, wer wagt, gewinnt; die heimatstreuen Bezieher erkannten die Größe der Aufgabe, die der Zeitschrift gestellt ist, durch ein so weites und vielgestaltiges Gebiet wie das Waldviertel, und daß es nicht möglich ist, ihr mit einer kleinen, 16seitigen Zeitschrift gerecht zu werden, und stimmten freudig bei. Und bald zeigte es sich, wie notwendig die Vergrößerung war, an dem außerordentlichen Erfolg, der sich alsbald einstellte. Die heimatliche Öffentlichkeit wurde mit einem Schlage auf die Zeitschrift aufmerksam, niemand konnte sie mehr übersehen, als richtige „große“ Zeitschrift, und nun, nach eifriger, fleißiger Werbearbeit, steht die Zeitschrift fest und sicher, gegründet auf die treue und aufrechte Liebe ihrer Bezieher und Mitarbeiter. Ueberall im ganzen Waldviertel hat sie aufrichtige, ehrliche Freunde, es gibt keinen Ort, und mag er noch so klein sein, wohin nicht der Briefträger alle sechs Wochen einen ansehnlichen Pack grüner Hefte trägt. Mit herzlichem Dank sei an dieser Stelle der zahlreichen Bezieher gedacht, die die Bitte um Werbeanschriften ernst nahmen und so wertvolle Mitarbeit leisteten. Vor allem muß aber auch der Museumsleitungen und der Waldviertler Heimatvereine in Wien gedacht werden, an deren vorbildlicher Tätigkeit die Zeitschrift hervorragenden Anteil nimmt als öffentliches Mitteilungsblatt.

Eine Reihe neuer Mitarbeiter leihen der Heimatsache ihre vorzügliche Feder. Ihre Namen werden stets das Heimatwerk zieren, an dem sie so würdig mitwirken: Angela Stifft-Gottlieb, Kustodin am Krahulek-Museum in Eggenburg; Hofrat Dr. Franz Josef Altrichter, Wien; Professor Dr. Karl Liebleitner, Horn; Professor Dr. Theodor Deimel, Zlabings; Regierungsrat Franz Rotter, Bezirksschulinspektor, Böggstall; Ing. Franz Kießling, Krems; Franz Fikinger, Pfarrer in Weitersfeld; Stephan Biedermann, Pfarrer in Raistenfeld; Karl Kramler, Pfarrer in Judenau; R. S. Z., Zwettl, Konrad Strohmayer, Pleßberg; Emmerich Schaid, Oberlehrer i. R., Allentsteig; Hans Engebrechtsmüller, Langlebarn vor Tulln; Hans Zwaschka, Eggenburg; Adolf Schlögl, Gr.-Harmanns; Alois Brudner, Schuldirektor i. R., Stein; Tierarzt Franz Schönbauer, Heidenreichstein; Regierungsrat Eduard Burbaum, Bezirksschulinspektor, Waidhofen an der Thaya; Alexandra Antwicz, Wien-Zwettl.

So ist denn ein Schritt weiter in der Erforschung unserer Heimat getan. Freilich steht die Zeitschrift erst am Anfang ihres Werkes. Viel, viel Arbeit liegt noch vor ihr und wird wohl immer da sein, solange es ein Waldviertel gibt. Rege Mitarbeit gilt für alle Heimatfreunde auch im kommenden Jahr 1932, in das der Verlag hinüberschreitet mit dem Treugelöbniß für die Heimat, in deren Dienst er sich gestellt und den er auch im neuen Jahre tapfer erfüllen wird.

In diesem Sinne:

Auf ein frohes Bezieherjahr 1932!

Der Verlag.

Aus der Geschichte Pöggstalls.

Von Regierungsrat Franz Kötter, Bezirkschulinspektor, Pöggstall.

Den südwestlichen Teil des Waldviertels bildet der politische Bezirk Pöggstall, der im Jahre 1899 durch Vereinigung der drei Gerichtsbezirke Pöggstall, Ottenschlag und Persenbeug errichtet wurde.

Der Hauptort dieses Bezirkes und Sitz der seit 32 Jahren bestehenden Bezirkshauptmannschaft ist der alte, ansehnliche Markt Pöggstall, in einem schönen, weiten Tale (Weitental) gelegen, das vom Nordende des Ispertales um den sagenumwobenen Ostrog nach Osten zieht. Dieses Tal ist wohl eines der reizendsten Täler des Waldviertels.

Die schützenden und das Tal begleitenden Höhen treten hier zurück, behüten aber gleichsam den Bezirksort vor den rauhen Nordstürmen und helfen mit, hier in der fruchtbaren Talsohle die Vorbedingung für die guten Acker, saftigen und blumigen Wiesen, und für grüne, obstreiche Gärten zu schaffen, zumal die das Weitental im Süden abschließenden Höhen den lebenspendenden Sonnenstrahlen den Weg ins Tal freilassen.

Diese günstige Lage an der Straßenkreuzung hat schon frühzeitig die Entstehung des Ortes Pöggstall veranlaßt.

Seit wann Pöggstall besteht, läßt sich mangels diesbezüglicher Urkunden nicht sicher sagen. Pfarre und Markt danken wohl dem Stifte Kremsmünster ihr Aufblühen, aber nicht ihre Entstehung. Der Name des Ortes lautete 1135 Pehstall (Pehestal), was soviel wie Tal oder Stelle bedeutet, wo Pech gewonnen wird. Und Pech war damals eine überaus häufig gebrauchte Ware. Man denke nur an die damalige Beleuchtung — Fackelbeleuchtung —, man benötigte Pech für die vielen Holzschiffe auf der Donau, Pech für Fässer, Pech als Fracht nach Ungarn und dergleichen. 1140 wird die außerhalb des Marktes gelegene alte Pfarrkirche „Zur hl. Anna“, eine Gründung des Klosters Kremsmünster, bereits geweiht.

Der Ort Pöggstall war als Sitz einer Pfarre und bedeutenden Herrschaft rasch aufgeblüht, so daß schon 1407 vom Marktrecht die Rede ist. Im 16. Jahrhundert wurde hier eine Eisenniederlage für jährlich 300 Zentner Eisen von Steyr errichtet. Dieses Eisen wurde den Hammermeistern der Gegend zur Verarbeitung übergeben. Um diese Zeit entstand auch das heute zur Marktgemeinde Pöggstall gehörige Messergericht, das bis 1855 eine eigene Gemeinde bildete, und wo alljährlich viele Messer, Klingen, Bajonette, Bohrer, Nägel, Nadeln und ähnliches erzeugt wurden. Ueberhaupt blühten damals im Hauptorte des Weitentales Handel und Gewerbe unter dem Schutze der Herrschaft, die hier ein ansehnliches Schloß erbaute.

Seit 1521 war Pöggstall eine freie Herrschaft mit dem Rechte des Blutbannes oder Landgerichtes, das es schon im 14. Jahrhundert besessen hatte. In den Matriken sind zehn Hinrichtungen verzeichnet, von denen neun durch Enthauptung und eine auf dem Galgen vor sich ging (Flurnamen: „Brennanger“ und „beider Galgeneiche“).

Der älteste Teil des heute noch gut erhaltenen und bewohnten Schlosses ist der gewaltige Rekturm im Hofe, der einstige Berchfried. Das Schloß ist ein rechteckiges, zweistöckiges Gebäude, von einem tiefen Graben umgeben, der an der Nordseite durch eine Schanze und einen zweiten Graben verstärkt war. Der Haupteingang wurde durch ein Borwerk geschützt, die freisrunde Rundelle, die dem Schlosse ein charakteristisches Aussehen verleiht.

Die berühmtesten Besitzer der Herrschaft Pöggstall waren wohl die kunstsinigen und frommen Rogendorfer, die von Karl V. im Jahre 1521 die Erlaubnis zur Errichtung einer Münzstätte erhielten. Unter den nachfolgenden Besitzern möge der Edle von Fürnberg (1772) nicht unerwähnt bleiben, da er in wirtschaftlicher Hinsicht in unserer Gegend segensreich wirkte und den Markt Pöggstall durch den Bau einer Straße mit dem nördlich gelegenen Gebiete vorteilhaft verband. Heute noch wird diese alte Fürnberger-

Straße benützt, obwohl die neue Straße durch das Hölltal bedeutend weniger Steigung aufweist.

Im Jahre 1795 ging das Schloß in den Besitz der Habsburger über und Kaiser Franz I. besuchte mit der Kaiserin 1814 den Markt Pöggstall. Das Gut wurde 1919 von der Republik Oesterreich übernommen und dem Kriegsbeschädigtenfonds zugewiesen.

Ein zweites hochinteressantes und historisches Gebäude ist die bereits erwähnte und 800 Jahre alte Pfarrkirche „Zur hl. Anna“, ein großes, mächtiges Bauwerk der Gotik. Diese Kirche wirkt in ihrer Verlassenheit und ihrem ruinösen Zustand, auf einem Hügel außerhalb des geschlossenen Marktes gelegen, mit dem sie umgebenden Friedhof äußerst malerisch und stimmungsvoll. Man betritt diesen durch ein gotisches Tor, vor dem zwei große, alte Lindenbäume treue Wacht halten.



Pöggstall, Gesamtansicht.

Die jeweiligen Besitzer der Herrschaft Pöggstall hatten auch das Patronat über die St.-Anna-Kirche inne und ließen die Kirche nach und nach erweitern und baulich ausschmücken. Die Herren von Rogendorf bauten 1480 im Markte an das bestehende Schloß eine geräumige Schloßkirche, die jetzige Pfarrkirche, wodurch St. Anna ihre Bedeutung verlor, doch diese wieder erhielt, als die Schloßkirche vorübergehend (1559 bis 1629) von den Lutheranern benützt wurde. Kaiser Franz erklärte 1810 die Schloßkirche als Pfarrkirche, die ebenfalls ein origineller, gotischer Bau ist, ohne Chor, mit rechteckigem Innenraum, der durch zwei hübsche Bündelpfeiler in der Mitte in zwei Schiffe geteilt wird. Sie ist von guter Gesamtwirkung und überaus reich an prächtigen gotischen Einzelstücken (Flügelaltar, Statuen, Wappen, Grabsteine, Chorstühle und dergleichen).

Bis 1830 wurde in der alten St.-Anna-Kirche noch zeitweilig Gottesdienst gehalten. Dann ging man daran, im Sinne der damaligen pietätlosen Geistesrichtung dieses wertvolle Kirchenkunstdenkmal zu plündern und zur Ruine zu machen. Was nicht niet- und nagelfest war, wurde fortgeschleppt, das Pflaster aufgerissen, Dach und Mauerwerk wurden schadhaft, die Fenster zerbrochen, von den gotischen Maßwerken fielen Stücke heraus und Teile der Decke stürzten ein. Wohl erhoben viele Kunstfreunde zugunsten dieses ehrwürdigen Bauwerkes ihre Stimme, doch erst in letzter Zeit gelang es dem emsigen Restaurierungskomitee

(Bezirkshauptmann Adolf Friß, Pöggstall), die Restaurierungsarbeiten in diesem in geschichtlicher und künstlerischer Beziehung höchst beachtenswerten Gebäude in Angriff zu nehmen und mit Erfolg fortzuführen.

Und so ist die Hoffnung berechtigt, daß das Wahrzeichen Pöggstalls, die alte gotische Kirche auf dem St.-Anna-Feld mit dem mauerumgürteten Friedhof, vor dem Verfall gerettet ist.

Stimmungsvoll fügt sie sich in die grüne Umgebung. Hier ist nur Ruhe, Stille und Friede. Ringsum die sanften Waldrücken, das liebliche, grüne Tal, in dem Pöggstall mit seinen Nachbarorten lagert, der wuchtige Ostrong im Westen, dahinter die grauen Berge des Ispertales und über allem die blaue Himmelskugel.

Dies alles stimmt zur Andacht und läßt die Gegend für manchen zum Paradiese werden.

Über den Ortsnamen „Weitra“.

Von Ing. Franz Kießling, Krems.

Es hat eine Zeit gegeben, in der man bemüht war, nicht wenige deutsche Ortsgründungen, wenn nicht als keltische, so doch als römische hinzustellen. Später schob man halbwegs zweideutige oder scheinbar unerklärbare, beziehungsweise durch slawische Schreiber entstellte Ortsnamen dem doppelschwänzigen Löwen in den unersättlichen Rachen. In ersterer Hinsicht sollte unter anderem K o l m ü (n) z bei R a a b s, dann D r o s e n d o r f, H o r n, W e i t r a . . . , römischen Ursprunges sein, obgleich in diese Gegenden niemals Römer hinkamen.

In einem nicht näher bekannten alten Büchlein mit „historischen“ Erzählungen aus Unterösterreich, soll unter anderem der Ortsname Weitra auf „B i t r e a“ bezogen worden sein, das in römischer Sprache ungefähr soviel bedeutet, als ein Ort, wo (in der Umgebung) „g l ä s e r n e S a c h e n“ hergestellt werden, wobei man wohl an die ziemlich entfernte Umgebung von G m ü n d denken müßte, wo sich in R a g e l b e r g, S t ö l z l e s und anderen Orten, jedoch erst in sehr späten Zeiten, Glasbläser befanden. Die Bezugnahme auf römisch „B i t r (e) a“ ist eine bloße spielerische Wortsucherei und ebenso unzutreffend als die Ableitung aus dem „slawischen“ Namen „W i t o r a z“, dessen Träger ein „tschechischer Häuptling“ gewesen sei.

„Witoraz“ wäre übrigens nichts anderes als der im Auslaute sprachlich verhärtete Wesfall (Genitiv) des germanischen Personennamens W i t r a t. Der Wortteil „Wit-“ findet sich noch in Namen wie: W i t h o l t, W i t m a r, W i t m a n n, W i t b e r t („W i b e r t“) und anderen mehr. Der Wortteil „-rat“ in: G e r r a t, K o n r a t (d), G u n t r a t, M e i n r a t, V o l k r a t, beziehungsweise in R a t s f r i e d, R a t b e r t, R a t m a r, R a t b o t, R a t g e r und anderen. Die von einem W i t r a t erbaute Burg konnte nun allerdings als W i t r a t s - b u r g oder W i t r a t s - s t e i n bezeichnet werden, und (wesfällig) verkürzt: W i t r a t s l a u t e n, was ein der Mundart nicht geläufiger Urkundenschreiber auch als „W i t r a z“ oder, weiter entstellt, als „W i t o r a z“ wiedergeben mochte. Dadurch wird aber weder die Stadt noch deren Umgebung „urböhmisch“. Daß nun das ganze von heutigen „staatsrechtlichen“ Tschechen für das Banzelreich beanspruchte Gebiet um Weitra niemals „urtschechisch“ war, wurde auch in einem vor ein paar Jahren in G m ü n d (oder Weitra) gehaltenen Vortrage geschichtlich nachgewiesen.

Litschau in Kriegsnot.

Von B. v. A., Litschau.

Die Hussiten.

Zum 500. Jahrestage der Hussitenbelagerung.

Es war im Jahre 1431, als am 14. August in der Schlacht bei T a u s in B ö h m e n das Kreuzheer unter der Führung F r i e d r i c h I. v o n B r a n d e n b u r g gegen die Hussiten eine furchtbare Niederlage erlitt. — Das geschlagene

Heer mußte sich in Eilmärschen zurückziehen und wurde von den Siegern, dessen Anführer Prokop der Große oder Kahle (1380 bis 1434), einem ehemaligen Geistlichen und nachmaligen Feldhauptmannes, Žižka, verfolgt.

Es war der fünfte Reichskrieg gegen die Hussiten und war das Reichsheer nach dieser Schlacht eines Widerstandes nicht mehr fähig, nur schnellste Flucht konnte die Ueberreste noch retten. — Prokop eroberte ganz Südböhmen und bald kam er auch vor die Tore der Stadt Litſchau. — Es war zu Beginn des Novembers, als sich die ersten Hussitenstreiter vor Litſchau zeigten.

Die Stadt leistete zwar Widerstand, doch war sie auf eine lange Belagerung nicht vorbereitet. — Der Besitzer der Burg, ein Buchheim, welcher dem katholischen Herrenbund angehörte, befand sich beim Reichsheer und war die Burg gerade nur zur notwendigsten Verteidigung ausgestattet.

Eine Unterstützung von seiten der Gutsherrschaft konnte daher nicht erwartet werden. — Bereits nach einmonatiger Belagerung mußten die Tore geöffnet werden und die Stadt sich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Da begannen die Martern und Qualen für die Bevölkerung, alles wurde verwüstet, nichts wurde geschont, auch die umliegenden Dörfer wie Hörmanns und Reigenſchlag erlitten die schwersten Schäden. — Hunger und Krankheit waren stete Gäste und erst im Frühjahr 1432 zogen die hussitischen Kriegshorden ab, Litſchau war wieder frei, aber gänzlich ausgeplündert und die Einwohnerschaft durch Hunger und Krankheit stark vermindert. Für die Hussiten schlug aber auch die Schicksalsstunde. In der Schlacht bei Lipan am 30. Mai 1434 erlitten sie eine große Niederlage, aber den größten Verlust erlitten sie, da ihre Heerführer Prokop der Große sowie Prokop der Kleine (Prokupek) in dieser Schlacht fielen.

Die Burg Litſchau hielt der Belagerung stand, wohl nur deshalb, weil sich der Feind mit der Stadt begnügte und sich während der Wintermonate für kommende Kämpfe stärken wollte.

Heuer aber, im November 1931, jährte sich die Hussitennot zum 500. Male und mögen die heutigen Litſchauer ihrer Vorfahren gedenken und wenn sie glauben, daß es ihnen schlecht gehe, dann mögen sie sich vor Augen halten, daß es ihren Ahnen damals vor 500 Jahren noch schlechter erging.

Die Mineralschätze des Waldviertels.

(Nach den Blättern für Landeskunde und anderem zusammengestellt von Emmerich Schleich, Oberlehrer i. R., Allentsteig.)

In den vorausfolgenden Ausführungen haben wir erfahren, wie seit Jahrhunderten die Bewohner des Waldviertels sich bemühten, dem Granitboden verborgene Metallschätze abzurufen, leider ohne besonderen Erfolg. Diese Bemühungen haben aber zur Gewißheit bewiesen, daß wir vergeblich hoffen, vielleicht in Zukunft erzeiche Gänge aufzufinden. Der Granit als Urgestein enthält nur hier und da Einsprengungen, sogenannte Nester, aber nirgends mächtige, abbauwürdige Erzlagerungen. Dasselbe gilt von den Mineralien. Außer dem die Grundlage des ganzen Waldviertels bildenden Granit kommen andere Gesteine nur in verhältnismäßig verschwindenden Mengen vor, die sich beim Abbau in kurzer Zeit erschöpfen. Beginnen wir unsere Betrachtung beim Granit. Derselbe tritt überall zutage, in besonderem Maße aber bei Gmünd, Hoheneich, Amaliendorf, Arbesbach, Oberndorf und vielen anderen Orten. Er ist oft sehr feinkörnig, häufig auch sehr grob und wird zu Bauquadern, Denksäulen, Grabsteinen, Gruftplatten, für Häuser, Kirchen, Brücken verwendet und als Pflasterstein hergerichtet. Die größten Betriebe sind heute bei Ehsenbach, Schrems und Gmünd, die viele Arbeiter beschäftigen. Um nur einige Namen anzuführen, möge folgendes genügen: Die Propsteikirche in Zwettl, der Kreuzgang im Stift Zwettl, die Pfarrkirche in Waidhofen, in Alt-Weitra, die Tullner Eisenbahnbrücke, dieselbe bei Stein, auf der Marga-

reteninsel in Budapest, die mehrere Kilometer lange Eisenbahnbrücke in Cerna-Boda (Rumänien), Hafenbauten in Triest, Regierungsbauten in Sarajewo und Mostar wurden aus Waldviertler Granit hergestellt. Oft liegen gewaltige Granitblöcke in Wald und Feld zerstreut umher, Findlinge, oft liegen sie turmartig übereinander, wie man auf der Straße von Rastensfeld nach Friedersbach und anderen Orten bewundern kann. Der Wackelstein bei Traunstein, bei Amaliendorf, sogenannte Opfersteine von anderen Orten bilden Sehenswürdigkeiten, die nur zuwenig gewürdigt werden, weil der Besuch zu zeitraubend und umständlich ist.

Quarz. Schon in alten Zeiten wurde er zur Erzeugung von Glas verwendet, auch im Waldviertel wurden im Mittelalter schon damit Versuche gemacht. Die älteste Glashütte soll in Reichenau am Freiwald erbaut worden sein, 1660; sie wurde 1740 nach Karlstift und dann nach Ehrenreichtal verlegt. 1764 wurde eine Hütte in Josefstal eingerichtet, die dann nach Hirschenstein verlegt wurde und 1852 noch Glas lieferte. Das Schloßarchiv von Weitra nennt 1581 eine Glashütte in Harmannschlag. Um diese Zeit wurde auch im Weinsberger Wald, beim „Neden Teich“, eine solche gegründet, die beim Anlegen dieses Teiches schon bestand und 1678 noch in Arbeit stand. Bei der Hofmühle im Mottinger Amte, Gföhler Wald, bestand 1628 eine solche, 1651 eine bei Schönberg, die aber 1720 aufgelassen werden mußte, weil rundherum der Wald schon abgeholzt und verbrannt worden war. Die Herrschaft Weitra verkaufte 1721 eine verfallene Hütte in Hirschenwies, die 1828 in eine Glasschleiferei umgewandelt wurde. Auch beim Tiergarten in Weitra befand sich eine Glashütte, die 1724 verkauft wurde. Ferdinand Gundacker, Freiherr von Dietrichstein und Arbesbach, baute 1737 in Dietrichsbach bei Alt-Melon eine Glashütte, die sogenannte Wachtelhütte. Der Glasmeister Tobias Schleicher baute 1769 ein Oratorium dazu und erhielt eine Meßlizenz, damit seine 100 Holzer und 200 Schwemmer bei schlechtem Wetter an Sonn- und Feiertagen die Messe hören können. Später wurde die Hütte aufgelassen und ein Bauernhof daraus gemacht. 1740 baute Urban Ottilinger in Nagelberg eine Glashütte, die heute noch besteht, die älteste im Waldviertel ist und 1816 durch einen Zubau einer zweiten Hütte, durch Anton Weigl, vergrößert wurde. Durch die Familie Stölzle erhielten diese Glaswaren einen Ruf, der über Oesterreichs Grenzen hinausgeht.

Die Herrschaft Gutenbrunn errichtete 1800 im Markte Gutenbrunn eine Hütte, und um dieselbe Zeit die Herrschaft Weitra in Erdweis im Forchenwalde, der dann zu Ehren der Gräfin Sofie „Sofienwald“ und die Hütte „Sofienhütte“ genannt wurde.

Landgraf Fürstenberg von Weitra baute eine in Joachimstal bei Harmannschlag, die 1830 in hoher Blüte stand, Graf Seilern 1819 eine in Josefstal bei Litschau, und später eine Schleiferei mit 13 Werkstätten dazu. Freiherr Djn auf Schloß Schrems erbaute 1829 eine Glasfabrik, die zu Ehren seiner Tochter Eugenie „Eugeniehütte“ genannt wurde. 1831 entstand in Malfang, dann in Neu-Langegg und 1840 in Ludwigshof bei Gmünd eine Glashütte. Auch bei Traunstein und Arbesbach wurden solche errichtet.

1863 machte Josef Djer in Krems den Versuch, Quarz auch anderweitig zu verwenden und stellt aus ihm französische Mühlsteine her, die bald solchen Ruf erlangten, daß sie den französischen als vollkommen gleichwertig eingeschätzt wurden und bei den Ausstellungen in Hainburg, Linz, St. Pölten, ja selbst in Paris ausgezeichnet wurden. Er kam auf der Suche nach schönen Steinen bis Merzenstein, Marbach am Walde, Loiwien, Zauerling, Pernegg und Stodern. Hierbei fanden sich oft prächtige Stücke von Bergkristall. Quarz in kleineren und größeren Stücken findet man auf allen Feldern, oft in solcher Menge, daß sie den Bauern lästig werden. Wegen seiner großen Härte ist er aber als Schotterstein nicht beliebt. Während

des Krieges wurde beim *Maler teiche*, in der Nähe von *Alentsteig*, eine Quarzsandwäscherei gegründet, mit allen Maschinen ausgerüstet, mußte aber nach einigen Jahren den Betrieb einstellen, da selber durch die Arbeits- und Transportkosten zu teuer kam.

Kalk. 1124 wird bei *Kottes* ein bestehender Ort *Chalchgrovi* (Kalkgrube) genannt, 1355 ein *Chaleenreuth* bei *Eibenstein*, ein Beweis, daß um diese Zeit Kalk schon gewonnen wurde. Nun kommt Kalk im Granit nur in sogenannten *Nestern* vor, mehr oder weniger große Anhäufung an Kalkstein, eingeschlossen vom Granit; ist ein solches Nest ausgeleert, ist es aus, nichts mehr zu holen. Solche aufgelassene Kalkhöhlen findet man an verschiedenen Orten, besonders bei *Scheideldorf*. Dort und in *Weinpolz* wurde seinerzeit ein



Pöggstall, Schloß (Rundell).

wegen seiner Güte berühmter Kalk gebrochen und gleich gebrannt und weit verfrachtet. 1530 verkaufte das Kloster *Zwettl* einen Hof in *Neunzen*, nahm sich aber das Kalkbrennen der *Untertanen* in *Merkenbrechts*, *Wurm bach* und *Stein bach* aus. 1581 bezog die Stadt *Weitra* zur Ausbesserung der Stadtmauern Kalk aus *Scheideldorf*. 1673 war der gute Kalk von *Germanns* bei *Neu-Pölla* und *Apfelgshwendt* berühmt. Bei *Klein-Enzersdorf*, bei *Alt-Pölla* findet sich schöner, weißer Marmor, aus dem 1855 für *Dreieichen* zwei Altäre gemacht wurden. 1820 wurde bei *Ranna* schöner *Uralk* gefunden. Oberstkämmerer Graf von *Wrbna* schlug vor, ihn als Fußgestell für den aufzustellenden *Theseustempel* in *Wien* zu verwenden. Es wurde ein großer Block hergestellt, 1824 mit großer Mühe bis *Spitz* gebracht. Sechs Wochen dauerte diese schwere Arbeit; dann kam er mit Schiff nach *Wien*, zersprang aber bei der weiteren Bearbeitung und konnte nicht verwendet werden. Aus dem größten Stücke wurde eine *Altarplatte* gemacht, die dann nach *Schloß Brandhof* in *Steiermark* kam. Der Steinbruch erzeugte aber dann nur mehr *Pflastersteine* für *Wien*. *Kalkbrüche* und *-brennereien* bestehen derzeit viele im *Waldviertel* und liefern einen sehr guten Kalk. Im allgemeinen ist aber der Boden arm an Kalk und ist die Landwirtschaft gezwungen, *Feldern* und *Wiesen* mit verschiedenartigen *Kunstdüngern* das zu ersetzen, was ihnen die Natur nicht bietet. Die *Kalkarmut* des Bodens soll auch schuld sein, daß die *Obstbäume*, besonders die *Äpfel*, in der großen Mehrzahl vom *Krebs* befallen sind.

Der Zlabingsjer Stadtschreiber Johann Christoph Starkhpauer (1676—1692) ein gebürtiger Zitschauer.

Von Prof. Dr. Theodor Deimel, Zlabings.

Es sei mir gestattet, in den Spalten des „Waldviertel“ eines Mannes zu gedenken, der sich mit Stolz einen Waldviertler nannte und dem unsere Stadt Zlabings eine reiche Fülle von Aufzeichnungen zur Ortsgeschichte und zur Häuser- und Familienforschung verdankt. Vor mir liegen zwei mächtige Folienbände Zlabingsjer „Ratsprotokolle“ mit 928 Seiten, die ein beredtes Zeugnis von der Arbeitsfülle und Gewissenhaftigkeit des Mannes während seiner 16jährigen Tätigkeit als Stadtschreiber geben. Seine Bildung und juristische Gewandtheit hat ihn zu dem in der damaligen Zeit hochangesehenen und wichtigen Amte eines Stadtschreibers ganz besonders befähigt. Ueber den weitschweifigen Wirkungskreis der damaligen Stadtschreiber entwirft Prof. Dr. Hans Reutter in seiner „Geschichte der Stadt Zlabings“¹⁾ folgendes anschauliches Bild: „Der Wirkungskreis des Stadtschreibers war ein recht großer. Sein Hauptgebiet lag in der Besorgung der Kanzleiarbeiten des Rates: die Abfassung der vom Rate abgesandten Briefe, der notwendigen Urkunden, Bekenntnisbriefe, Geburtsbriefe, Quittungen u. a., der Memoranden und Bittschriften des Rates an Herrschaft und Behörden, von Berichten und Meldungen an dieselben usw. Dazu kam die Führung der Vormerkbücher, der Grundbücher der Stadt und der Dörfer, der Urbarleistungen und Kontributionszahlungen der Bürger, der Brandschätzungsbücher nach 1645, des Gemeinderrechnungsbuches, des Waisenbuches, des Spital-, Haarherren-, Salz- und Forstrechnungsbuches, des Leichbuches u. a., ferner des Kriminalbuches für Gerichtszwecke. Der Stadtschreiber war auch Bewahrer des Stadtarchives. In die Ratsprotokolle wurden auch Verträge aller Art, Protokolle von Kommissionen und Gemeindeversammlungen aufgenommen, ferner auch Notizen über Truppendurchmärsche, Naturereignisse, wichtige Begebenheiten usw. Der Stadtschreiber war ein nach damaligem Begriffe hochgebildeter Mann, meist mit etwas juridischer Bildung, des Latein kundig, ein guter Schreiber und Rechner, oft welterfahren und weitgewandert. Manche Stadtschreiber waren geborene Zlabingsjer. Dagegen kommen andere Schreiber von weither, so Sebastian Rechel (1668—1677) aus Burghausen am Inn in Bayern, Johann Georg Wyländer (1660—1668) gar aus Hattingen im Schwabenlande am Bodensee. Letzterer nannte sich: Magister Philosophiae, Juris universi candidatus, Syndicus.“

In der Reihe dieser Männer stand auch unser Starkhpauer. Er wurde vom Teltcher Schloßhauptmann, bei dem er früher in Kanzleidiensten gestanden, dem Zlabingsjer Rate empfohlen. Ueber seine Anstellung berichtet er mit folgenden Worten: „Monath Januarius 1677. Auf absterben des sel. Stattschreibers H. Sebastian Rechel ist auff beschehener Reccommendation des (Titul) Herrn Hauptmanns zu Teltsch, die Vacierende Stell, dem Johann Christoph Starkhpauern, gewesten Cankley Schreibern zu Teltsch überlassen worden.“²⁾ Schon nach einem Jahre berichtet er mit einem gewissen Stolz über eine Aufbesserung seiner Bezüge, die ihm der Rat gewährte: „Monath Januarius 1678. Auf beschehenes Anlangen vom Stattschreiber Johann Christoph Starkhpauern, hat E. E. Rath Ihme, wegen seines gespierten Fleißes, und grosser mühehaltung halber (welches Vorhin kein Stattschreiber also gehabt hat.) Monatlich zu dennen Vorigen 4 Groschen 40 Kreuzer noch 1 Groschen, 10 Kreuzer. Von 1. a Januarius anfangend, und also damit zu Continuieren, Zu geben verwilliget. Wegen vermehrung des Deputats aber, ist Er abgewiesen worden“³⁾.

¹⁾ Seite 198 bis 199.

²⁾ Ratsprotokoll, 1676, Seite 26. Anmerkung: Starkhpauer hat seine Eintragungen bereits am 11. Dezember 1676 begonnen.

³⁾ Ratsprotokoll, Seite 70.

Um weitere Proben seiner Schreibweise zu liefern — und auf die kommt es uns in erster Linie an —, seien einige bezeichnende Einleitungen und Schlußworte, mit denen er die einzelnen Jahre seiner Amtstätigkeit zu versehen pflegte, angeführt. Sie geben zugleich einen Einblick in die tiefreligiöse Gesinnung des Mannes, aber auch in seine berechnete Selbsteinschätzung.

„Gott verleihe E. E. Rath, allen Inwohnern und bedienten dieser Statt Zlabings, glich, Heyl, und Seegen, damit Sie nit allein disses. 1684. iste Jahr, sondern derselben ohne Zahl mit selbst Erwünschender Zufriedenheit, in guetten wohlstandt, vermehrong der Bürgerschaft Erleben sellte. Ferners in der gnadt Gottes Regieren, mit guetten Tugenden vorgehen, die gott Liebende gerechtigkeit den Armen sowohl, alss den Reichen mitthailen, Wittib und waißen beschützen, nachfolgents aber Ihr Leben mit einem glichseeligen Ende beschliessen mögen.

Joh. Chr. Starkhpaur der Zeit Statthreiber alda“¹⁾).

Und am Ende des Protokolles, Dezember 1691 (nicht ganz 2½ Monate vor seinem Tode), schrieb er:

„Disses Prothocoll ist eben, gleichwie im anfang, In Nahmen Gottes beschloffen worden — durch mich

Johann Christoph Starkhpauer Beandigter Statthreiber alda“²⁾).

Daß sich seine Aufzeichnungen nicht auf die Ortsgeschichte von Zlabings beschränkten, zeigen auch seine Notizen über große weltgeschichtliche Zeitereignisse. So schrieb er über die Belagerung von Wien durch die Türken im Jahre 1683:

„Monath July Anno 1683. Den 12. Jully hat der bluetdurstige türkhen Hundt, die Kaysl. Haupt- und Residenz Statt Wienn mit 300.000 Mann unter dem Groß Bezier belagert, welche aber den 11. 7ber 1683: durch die Kayserl. und Auxiliar Völcker Miracoloss Entsetzet- und all sein deß türkhen sochen, gezelt, und Bagagns überkommen worden ist, wessentwegen dan der ganze Verlauff in dem Copialle oder Missio buech, zur thünfftigen nachhömblingen wissenschaftt eingetragen worden;

den obgenannten 12. July 1683 hat E. E. Rath der burgererschaft die Musketen und anderes gewöhr außgetheilt, und mit auffziehung der wocht einen anfang machen lass“³⁾).

Weiters berichtet Starkhpauer, daß der Rat im August allen Bewaffneten „Pulffer und Bley“ ausgeteilt und ihnen anbefohlen habe, „kheinen Schuß vergebentz zu thun“, „die wachten auch Embziger alß es vorhin beschehen, zu verrichten“ und „in allem zu pariren“. Hierauf folgt ein ausführliches Verzeichnis der vorhandenen Munition, Gewehre und Geschütze.

Wegen der Türkengefahr hatte der Rat von Zlabings einen Bittgottesdienst angeordnet: „Anordnung der am Fest St. Johanny Endthaubtung den 29. August 1683 in der Statt Zlabingß angestellten Bettstunden, damit Gott der Allmächtige dennen Wiennern ein Zurückschlagung deß bluetdurstigen türkhenhundts (weillen derselbe besorglich diser Tage sollte starkh angegriffen wird) die sterkhe geben — und sodan genh. wan die gesambte Kaysl. und Pohlnische Armee zu samben thommet, in die Flucht geschlagen solle, Kaysl. und andere ländere beschiget und daß löbl. Hauß Oesterreich in Ewigkheit Erhalten, und über dere Feändt Herrschen möge.“ Sodann folgt ein genaues Verzeichnis der Stunden, an denen der Rat, die einzelnen Zünfte und die Vorstädter dem vorgeschriebenen Gottesdienste (Messe, Segen, Litanei und Rosenkranz) zur „Victorisirung der Kaysl. waffen“ beiwohnen sollen⁴⁾.

Starkhpauer starb am 13. März 1692 und wurde wie seine im Jahre 1687 verstorbene Gattin Ludmilla in der Spitalkirche in Zlabings begraben. Die Grabinschrift auf den zwei großen steinernen Platten (125×66 und 175×86 Zenti-

¹⁾ Ratsprotokoll, 1684, Titelblatt.

²⁾ Ratsprotokoll, 1684, Seite 236.

³⁾ Ratsprotokoll, 1676, Seite 241 und 243.

⁴⁾ Ratsprotokoll, 1683, Seite 243 bis 244.

meter), die vor einigen Jahren vom städtischen Museum pietätvoll gehoben und an den Wänden der Kirche angebracht wurden, lautet:

„Alhier liegt der in Gott entschlaffene Johann Christof Storpauer in die 14. Jahre gewesener Statschreiber alda. dessen Seele Gott gnädig sein wolle. gestorben in 1692 Jahr den 13. März“^{*)}.

„Alhier ruhet die viel ehrentugendtsambe Frau Ludmilla des Herrn Johann Christoph Starkbauren beandigten Stadtschreibers in hiesiger Hochgräffl. Stadt Zlabings Liebgewesene Chewirtin welche anno 1687 den 11. September von dieser Welt in gotseelig als eine Wohltäterin hiesigen Gotteshauses im Spital verschieden ist. Gott verleihe ihr und allen Christgläubigen Seelen ein frohlighe Auferstehung. Amen.“

Mögen diese Zeilen als das gewertet werden, als was sie empfunden und niedergeschrieben wurden, nämlich als Dank der Stadt Zlabings an den ehrenfesten Waldviertler Johann Christoph Starkpauer von Litschau.

Eine Erinnerung an Schönerer.

Von Hofrat Dr. Franz Josef Altrichter, Wien.

In sehr dankenswerter Weise hat Herr Bezirksrat Edmund Daniel in Folge 1 dieses Jahrganges des um das Waldviertel hochverdienten Volksmannes und seinerzeitigen Abgeordneten unserer Heimat, Georg R. v. Schönerer, in längerer Weise gedacht und dessen Verdienste gebührend hervorgehoben.

Aus diesem Anlasse und im Gedenken an den nunmehr vor zehn Jahren erfolgten Heimgang des Genannten sei es mir gestattet, kurz auf ein Ereignis aus meiner Jugendzeit zurückzugreifen, das geeignet ist, die Erinnerung an das volksfreundliche, verdienstvolle Wirken dieses Mannes wachzurufen.

Hiebei kommen kurze Aufzeichnungen meines Vaters aus jener Zeit meinem Gedächtnis zu Hilfe, der — selbst ein engerer Vertrauensmann Schönerers — an allen ihn betreffenden Angelegenheiten lebhaften Anteil nahm.

Es war im Spätsommer des Jahres 1877, als im freundlichen Markte Windigsteig bei Waidhofen a. d. Thaya zu einer besonderen Festlichkeit gerüstet wurde. Es galt, eine Anzahl hervorragender Gäste würdig zu empfangen, die im Orte ihren Einzug halten sollten. Ueber Anregung und zufolge der Bemühungen des damaligen Reichsratsabgeordneten der Landgemeinden der Bezirkshauptmannschaften Zwettl und Waidhofen a. d. Thaya, Georg R. v. Schönerer, war vom niederösterreichischen Landesauschusse die Errichtung einer Volksbibliothek für Windigsteig bewilligt worden. Unter der Führung des Genannten sollten noch mehrere Mitglieder des Landesauschusses sowie einige ihm nahe stehende Abgeordnete erscheinen, um die von ersterem eingeleitete Aktion zu unterstützen: die Aufstellung der erwähnten Bibliothek in Windigsteig, wohl einer der ersten im Waldviertel; eine Schöpfung, deren kulturelle Bedeutung damals kaum so allgemein und in dem Maße geschätzt wurde, als sie es verdiente. Daß sie dem Schöpfer nicht nachhaltig angerechnet wurde, sowenig als seine anderen Verdienste um unsere ländliche Bevölkerung, konnte man an dem Ausfalle der späteren Wahlen in den Reichsrat ersehen.

In Vorbereitung des Empfanges tat man im Orte sein möglichstes; man errichtete Ehrenbogen, eine mit Tannenreisig geschmückte Rednerbühne — wobei sich mit Geschick der damalige Unterlehrer L. Winkler hervortat —, eine Pöller-schießstätte auf dem benachbarten Gaisberge, schuf eine hübsche Schulausstellung — ein Verdienst unseres Oberlehrers Ernst Bodensteiner —, sorgte für eine glänzende Beflaggung und Schmückung der Häuser mit Tannenreisig, kurz, der Markt Windigsteig hatte sich auf das beste herausgeputzt; alles Dinge, die mit deswegen im Gedächtnis haften blieben, da wir Buben — ich stand damals vor dem Abschlusse meiner Volksschullaufbahn — ebenfalls zur Mitarbeit in einigen Belangen seitens unserer Lehrer herangezogen wurden.

*) „Storpauer“, ortsüblicher Ausdruck. Die Grabinschrift spricht von 14 Jahren, während es in Wirklichkeit 16 Jahre waren.

Am bestimmten Tage, dem 16. September, eines schönen Sonntagvormittages, nahm dann die Gemeindevertretung am Triumphbogen eingangs des Marktplatzes unter der rednerischen Führung des Oberlehrers E. Bodensteiner Aufstellung, und nun trafen die Wagen mit den Festgästen aus Schwarzenau — der nächsten Eisenbahnstation — pünktlich ein; voran K. v. Schönerer, mit ihm die Abgeordneten Bernerstorfer, Dr. Kopp, Dr. Weitloß, Dr. Roser, Freiherr v. Walterskirchen und vielleicht noch der eine oder andere, die meinem Gedächtnis entfallen sind. — Pöllerchüsse krachten und allgemeiner Jubel empfing die Erschienenen, die von Oberlehrer Bodensteiner lobhin feierlich begrüßt wurden. Nun ging es zum Schulhause zur Besichtigung der Ausstellung, worauf die Begehung des, wie oben erwähnt, schön geschmückten Ortes erfolgte.

Den Nachmittag füllten zum größten Teile die Ansprachen der genannten Herren Abgeordneten aus, in denen Art, Bedeutung und Weiterentwicklung der neuen Einrichtung erläutert wurde und von denen wieder die Rede Schönerers bei dessen hinreißender Gemütsart und hervorragender Rednergabe den größten Beifall bei aus der ganzen Umgebung reichbesuchten Versammlung auslöste. Endlich wurde der Oberlehrer zum Bücherwart bestimmt.

Abends erfolgte die Verabschiedung der Gäste, die seitens der Bevölkerung, die ihren Ausführungen mit größter Aufmerksamkeit gefolgt war, herzlichste Aufnahme gefunden hatten.

Daß die ganze Begebenheit bei uns fortgeschrittenen Schülern einen nachhaltigen Eindruck hinterließ und die Person Schönerers uns als bedeutsame Gestalt einprägte, mag als eine für unsere spätere Einstellung nicht unwesentliche Tatsache vermerkt werden.

Vorstehendes Ereignis wurde diesen Blättern anvertraut, um eine jener volkstümlichen und wohlthätigen Einführungen Schönerers der Vergessenheit zu entreißen, deren so manche — besonders auf landwirtschaftlichem Gebiete — das Waldviertel seinem Abgeordneten zu verdanken hatte.

Mögen obige Zeilen einiges dazu beitragen, das Gedächtnis an den edlen Mann, an den aufrechten Deutschen, den Wohltäter seiner Heimat nicht nur in allen jenen, die ihn noch kannten, aufzufrischen, sondern ihn auch dem jungen Geschlechte näherzubringen, dem er durch sein völkisches Wesen und Wirken vorbildlich geworden. Uebrigens sei festgestellt, daß sein Name nie verklungen ist; eine Schönerer-Gemeinde hat es immer gegeben und engere Weggefährten von ihm leben noch, die sein Werk treu bewahren und weiterverkünden. Wieder haben wir Schönerer-Feiern, auch im Schrifttum lebt er weiter. Es sei nur auf das mehrbändige Werk Ed. Pichls über Schönerer verwiesen.

Tiefe Spuren hat er, da er vor zehn Jahren von uns ging, im deutschen Volke zurückgelassen, die ihm, dem Wegbereiter und unerschrockenen Verkünder des alldeutschen Gedankens, ein unvergängliches Denkmal — aere perennius — im Herzen des deutschen Volkes sichern.

Vielleicht ist es — die gegenwärtigen schwierigen Verhältnisse erlauben es kaum, einem solchen Gedanken derzeit ernstlich näherzutreten — einer späteren besseren Zeit vorbehalten, diesem wahren Volksmanne das längst verdiente sichtbare Denkmal in heimatlichen Gauen zu errichten und so einen Teil der Dankeschuld an ihn abzutragen!

Die „Meier“ und „Müller“.

Von Hans Englbrechtsmüller, Vanglebarn vor Tulln.

Daß so viele Menschen mit dem Familiennamen Müller und Meier auf der Welt herumlaufen, wird schon manchem aufgefallen sein, und besonders die Witzbolde benützen diese Familiennamen gerne, wenn sie irgend jemandem etwas ans Zeug schießen wollen, wie der Vereinsmeier, der Schlaumeier, der Kraftmeier.

Soweit es sich um den einzelnen Meier oder Müller handelt, den wir in unserem Bekanntenkreis treffen, sind sie schließlich leicht zu unterscheiden; aber

für den Lexigraphen und Adreßbuchmacher sind diese Namen, die zu den fünf Großmächten der Familiennamen gerechnet werden, eine Serie von Qual, Irrtum, Mißverständnissen und Verwechslungen.

Wie es nun zu der Häufigkeit dieser Familiennamen kam, will ich in möglichst kurzweiliger Form vorführen.

Meier stammt aus dem lateinischen major, welchen Namen wir im Offiziersrang heute noch finden, und bedeutet Aufseher, in unserem Fall Gutsverwalter.

Karl dem Großen verdanken wir die Einteilung des Bodens. Der ganze bebaute Boden samt Wald und Weide hieß „Mark“. Inmitten dieser Mark saß der Freie auf seiner Hube. (Der H u b e r ist die 3. Großmacht.) Der Haupthof bekam vom Gutsherren einen Aufseher, den major. Hatte dieser mehrere Höfe zu verwalten, bediente er sich der Unter-majors. Seit dem 11. und 12. Jahrhundert wurden diese majors, oder Meier, wie der Volksmund sie aussprach, auf bestimmte Leistungen gesetzt, weil sie oft auf eigene Rechnung wirtschaften mußten. Manche major schwangen sich zu Rittern auf, zum Stand des niederen Adels. Dadurch wurde der Haupthof oft gegen Pacht zerstückelt, und so bildete sich das eigentliche Meierrecht. Im 14. und 15. Jahrhundert entstanden durch Waldrodungen neue Höfe, und diese Hofbesitzer hießen nun bei der Namenszuteilung Meier. Da das Besitzverhältnis meistens erblich war, traten die Meier in Erbpacht und wurden dauernde Besitzer, wenn auch nicht Eigentümer des Hofes. Besitzen und Eigentum war damals nicht derselbe Rechtsbegriff. Das Meiertum war am reichsten entwickelt in Westfalen, Hannover, Bayern und Württemberg und von dort stammt die Fülle dieser Namen. Manche Meier hatten ganz hervorragende Rechte in ihrer Mark.

Nun wissen wir, daß Meier gar kein deutsches Wort, sondern ein lateinisches ist. Was nun die Schreibweise der Namen anlangt, so ist darin an Mannigfaltigkeit geleistet, was überhaupt mit so wenig Buchstaben zu leisten war. In München schrieb man sie vornehmlich mit ai und ay, in Norddeutschland mit ey. Im 19. Jahrhundert hat sich eine Familie mit ej geschrieben, um sich von den anderen unterscheiden zu können. Vielfach blieb der Name unzusammengesetzt, bekam aber von der Bauernschaft oder Lage des Hofes einen Zusatz, eventuell den Vornamen. Nach der Beschäftigung sind die zusammengesetzten Meier erst in den Städten entstanden. So haben wir Jägermeier, und aus der Bekleidungsindustrie die Schürz-, Gugl- und Stiefelmeier; Werkzeug- und Warenmeier wie: Eisen-, Glas-, Ziegelmeier; Speisenmeier wie: Bier- und Milchmeier; Eigenschaftenmeier wie: Alt-, Bläß- und Fröhlichmeier; Wald- und Buschmeier wie: Holz-, Forst-, Wiesen-, Ried-, Ager-, Moos-, Sumpf- und Pfügenmeier, Wasser-, Teich- und Wehrmeier, Kalk-, Sand- und Steinmeier. Nach der Umfriedung des Besitzes unterschied man Wall-, Graben-, Zaun-, Gatter- und Heckenmeier, und nach dem Hof und seiner Größe den Halb-, Scheuer- und Stadlmeier. Der Sedelmeier war Pächter auf adeligem Besitz und hieß Siedelmeier, von siedeln. (Das Wort siedeln, durch Hitze „in Bewegung setzen“, ist damit verwandt.) Diese sind meist bayrischer Herkunft. Nach den Bodenerzeugnissen kennen wir den Gersten-, Hafer-, Korn-, Weizen- und Linsenmeier. Auch Kraut-, Rosen-, Gras-, Salat- und Klee-meier gehören in diese Gattung. Dann gibt es die Baummeier wie: Birk-, Buch-, Eich-, Esch-, Linden-, Nuß- und Dornmeier. Manche dieser Namen, besonders die von Getreidearten, können auch mit der „Zehent“verpflichtung seligen Angedenkens zusammenhängen, wo der Zehentmeier eine große Rolle spielte. Nach dem lieben Vieh nannte man den Bod-, Eber- und Roßmeier, und was besonders für österreichische Verhältnisse bezeichnend ist, der Geiß- und Kackmeier. Nach den Robottverpflichtungen gab es den Dreih-, Strohh- und Zinsmeier, und wenn jemand einen Schandemeier kennt, sei ihm gesagt, daß dieser die Kerzen für die Kirchen zu liefern hatte, und der Name aus dem französischen „chandelle“, die Kerze, stammt. Hier sei eingefügt, daß auch Rosenkränze geliefert werden mußten, die besonders in der Schweiz den

Namen *K u ß e r e r* führten, aus *P a t e r n o s t e r*. — Auf Abhängigkeit von Stiften deuten die *K i r c h*-, *K l o s t e r*- und *D o m m e i e r*. Nach Berechtigungen kennen wir den *A m t*- und *G r a f m e i e r*.

Der *M e i e r* als jüdischer Name hat aber mit dem deutschen Berufsnamen nichts zu tun. Das ist ein idealisierter Name aus dem hebräischen *m e - i r*, das ist „erleuchtend“ und findet sich schon um 70 n. Chr. Eine jüdische Sage erzählt darüber: „Zwei Männer konnten die Not im belagerten Jerusalem nicht ertragen, wollten aber nicht in das Lager der Römer übergehen. Sie stürzten sich daher in die Flammen des Tempels und verbrannten mit ihm.“ Von diesen soll sich der Name *m e - i r* auf die Nachkommen übertragen haben. Auch die Bibelerklärer des Mittelalters führten diesen Namen.

Weniger abwechslungsreich sind wohl die *M ü l l e r*. Denn diese waren von Haus aus auf einen bestimmten Beruf festgelegt, aber auch auf eine Gegend, die sich, soweit es sich nicht um Windmühlen handelte, die für das *W a l d v i e r t e l* in vereinzelt Fällen in Betracht kamen, auf wasserreiche Orte beschränkten. So haben wir nach dem Standorte der Mühle den *A n g e r*-, *A u*-, *D a m m*-, *B e r g*-, *B a c h*- und *R o t t m ü l l e r*, und den *O b e r*-, *U n t e r*-, *S t e g*-, *W a l d*-, *T e i c h*-, *W i e s e n*- und *W a l d m ü l l e r*. Schließlich seien noch die Müller nach dem Vornamen erwähnt, wie: *M a r*-, *P e t e r*-, *K u r z*- und *F r a n z m ü l l e r* sowie die *E n g l b r e c h t s m ü l l e r*, die besonders in *K i r c h b e r g a m W a l d e* im Waldviertel, also die niederösterreichische Linie, und weiter oben, hinter *G r e i n*, als oberösterreichische Linie, zu Hause sind, und eigentlich von einer gleichnamigen Mühle in Dachau bei München herkommen sollen. Tatsächlich wohnen in München zwei Familien gleichen Namens, die aber über ihre Herkunft, wie leider die meisten österreichischen Familien, gar nichts wissen.

Münzfunde aus dem Waldviertel.

Von cand. jur. Werner H a b e l, Wien.

Das Waldviertel hat mit der Numismatik im eigentlichen Sinn wenig Beziehungen, denn das niederösterreichische Waldviertel hat nie ein Gebiet umfaßt, das münzberechtigt war und eigene Prägungen ausgab. Nur die südlichst gelegenste und zugleich größte Stadt des Waldviertels, *K r e m s* an der Donau, trat einmal bestimmend in der österreichischen Münzgeschichte hervor. Denn in *K r e m s* entstanden die ersten österreichischen Münzen, dort befand sich die erste habenbergische Münzstätte. Die Bedeutung von *K r e m s* verschwand aber schon im dritten Kreuzzug und wurde von *W i e n* abgelöst. Das Waldviertel bietet aber in anderer Hinsicht wertvolle Quellen für die Münzkunde, denn im Waldviertel wurden eine Reihe von Münzfunden gehoben, die wertvolles Material für die Kunde des Geldumlaufes in Niederösterreich abgaben. Diese Münzfunde, die merkwürdigerweise zum Großteil aus dem Mittelalter stammen, hat der bekannte Fachmann auf dem Gebiete der mittelalterlichen Numismatik, *K u s t o s* Dr. *F r i ß D w o r s c h a t* vom Wiener Kunsthistorischen Museum, in einer Schrift, „Münzkundliches aus dem Waldviertel“, zusammengestellt und dabei die unerläßlichen Zusammenhänge mit der Geldgeschichte Oesterreichs und der angrenzenden Länder aufgezeigt¹⁾. Dr. *D w o r s c h a t*, selbst ein gebürtiger Waldviertler, behandelt im zweiten Teil seiner Schrift die Schaumünze, die Medaille, und ihre Zusammenhänge mit dem Waldviertel, mit Waldviertler geistlichen und weltlichen Großen.

Die an der Donau ansässigen keltischen Völker hatten ein dem griechischen ähnliches Münzwesen. Funde aus dieser Zeit fanden sich in *K r e m s*, *E g g e n b u r g* und *Z w e t t l*. Zur römischen Kaiserzeit befanden sich nördlich der Donau eine Reihe von Siedlungen und Kastellen, mit denen vom Hinterland

¹⁾ „Münzkundliches aus dem Waldviertel“, Sonderdruck aus Band VI der Monographie über das Waldviertel, herausgegeben von Dr. *E d u a r d S t e p a n*. Heimatverlag, Wien.

ein reger Handelsverkehr bestand. Funde römischer Münzen wurden an der Donau, dann in Gobelburg, Gneigendorf, Reichaueraamt, Lautendorf, Gjöhl, Allentsteig, Karlstift und Gmünd gemacht. Dechant Plejser²⁾ zählt dazu noch Edelbach, Rondorf bei Franzen, Thures und Raibach auf.

Der erste Fund aus dem Mittelalter stammt aus Marbach (politischer Bezirk Zwettl) und dürfte um 1210 vergraben worden sein. Der Fund bestand aus über 400 babenbergischen Pfennigen, von denen der größte Teil aus der Kremser Münzstätte stammte. Schon im Fund von Klein-Bertholz (Gerichtsbezirk Ottenschlag) finden sich keine Kremser Gepräge mehr. Die Vergrabungszeit ist ungefähr 1280. Größere Funde wurden noch in Schwarzenau, Groß-Radischeu (Litichau), Sallingberg (Ottenschlag) und Hörweig (Bezirk Zwettl) gemacht.

Die unsicheren Hussitenzeiten veranlaßten viele Bewohner des Waldviertels, ihre Schätze dem Boden anzuvertrauen. Aus dieser Zeit stammen die Funde von Rossa (Bezirk Waidhofen a. d. Thaya) und Klein-Weissenbach bei Zwettl. Auch der große Fund von Vitis gehört dazu; leider wurde dieser 20.000 bis 25.000 Stück umfassende Schatz im Gewicht von zwölf Kilogramm vollständig zerstreut.

Waren die früheren Funde von fremden Beimengungen frei, so macht sich der Umlauf ausländischer Münzen in den vorgenannten Funden und in den Funden von Weissenkirchen, Arbesbach und Emmersdorf stark bemerkbar. Zuerst dringen bayrische, mährische und böhmische Gepräge in den Geldumlauf Oesterreichs ein, auch die Nachahmungen Wiener Pfennige durch die Münzen der Landgrafen von Leuchtenberg (Hals bei Passau) sind den Funden dieser Zeit beigemischt.

Der Fund von Arbesbach gehört nach seiner Vergrabungszeit (1510) bereits der Neuzeit an und leitet hinüber in die neue Epoche, in die das österreichische Münzwesen tritt. Der Einfluß und die Vorherrschaft der Tiroler Münzen ist so stark geworden, daß von den 5000 Stück des Fundes 1400 Stück Tiroler Kreuzer sind. Der Wiener Pfennig, in seiner Blütezeit bis Siebenbürgen vorherrschend, verlor seit der Schinderlingszeit immer mehr seine Geltung. Er hatte seinen Charakter als Währungseinheit verloren und sank immer mehr zur Scheidemünze herab. Es wurden Pfennigvielfache geprägt, schließlich wurde der tirolische Kreuzer zu vier Pfennig übernommen.

Aus späterer Zeit sind die Funde von Gottsdorf (Bezirk Langenlois) und Zaingrub (Bezirk Horn) zu erwähnen. Die Zusammensetzung der Funde weist eine große Vielgestaltigkeit auf, aus ganz Süddeutschland sind Münzen von geistlichen und weltlichen Fürsten vertreten. Der letztere Fund ist wohl wegen des Bauernaufstandes verborgen worden, später sind durch die drohenden Gefahren des Dreißigjährigen Krieges mehrere Vergrabungen veranlaßt worden. Funde aus dieser und späterer Zeit wurden in Lindau (Bezirk Waidhofen a. d. Thaya) und mehreren Orten aus dem Zwettler Bezirk gemacht. Die Funde enthielten hauptsächlich Goldmünzen (Dufaten) und Taler. Aus dem 18. Jahrhundert wurden im Waldviertel gar keine bedeutenden Münzfunde gemacht.

Die Ursachen der Vergrabungen sind hauptsächlich in den Kriegzeiten zu suchen. Größere Kriege, wie Hussitenkriege, Dreißigjähriger Krieg und Türkenkriege, veranlaßten zum Verbergen des Geldes. Auch die Nähe der Grenze war ein Grund zu erhöhter Besorgnis und Grund, bei den leisesten Gerüchten die allzu bewegliche silberne Habe zu verstecken und damit oft das Gegenteil des Zweckes zu erreichen: den vollständigen Verlust des Geldes. Denn unsere Münzfunde sind jene versteckten Schätze, die aus irgendeinem Grunde nicht mehr in die Hände ihres Besitzers zurückkehrten.

²⁾ Siehe „Reichspost“ („Quelle“) vom 18. Jänner 1925, Alois Plejser: „Im Reich der Quaden“.

Grubenkraut und Saumoasn.

Von Karl Kramler, Pfarrer in Judenau.

Das Grubenkraut ist wirkliches, auf dem Felde, nicht etwa in Gruben gewachsenes Kraut, sind wahrhaftige, wirkliche Krauthäuptel, die für den Winter und meinetwegen noch für viel spätere Zeit in anderer Form als fein geschnitten und in Bottichen eingetreten oder eingestampft, als Sauerkraut aufgehoben werden. Sauerkraut ist allgemein bekannt, aber Grubenkraut wohl nicht. Dasselbe ist eine Besonderheit des niederösterreichischen Waldviertels, ob es auch in anderen Gegenden vorkommt, weiß ich nicht, könnte aber ganz gut auch schon irgendwo zu treffen sein. Es ist eine uralte Art, das Krauteinmachen. Wenn die Markomannen schon Krautfresser waren, so mögen diese das Grubenkraut schon bereitet haben, als sie das Waldviertel bewohnten. Gewiß war das Grubenkraut bei den Bayern und Franken im Brauche, den sie bei ihrer Uebersiedelung ins niederösterreichische Waldviertel mitgenommen haben.

Ihre Nachkommen sind konservative Leute und bleiben, anscheinend rückständig, dem guten Grubenkraut treu und bereiten es auf etwa folgende Weise:

Im späten Herbst, bevor es halt schneit, wenn sich der Feldkohl zu steinharten Köpfen zusammengedreht oder geschoben hat, werden die Köpfe oder Häuptel mit Beilen oder sonstigen wuchtigen Schneidwerkzeugen (mit Taschenfeiteln ginge es wohl nicht) abgeschlagen und fuhrweise auf Leiter- und Mistwagen heimzu geführt. In der Nähe des Hauses ist an einer feuer sichereren Stelle ein großer Kessel im Freien aufgestellt, in dem für gewöhnlich die Wäsche gewaschen oder gesotten wird. Zur Zeit der Krauternte wird er gereinigt und mit Brunnenwasser gefüllt, das durch darunter gelegtes Feuer in Siedehitze erhalten wird.

In diese heiße, wallende und brodelnde Flut werden Häuptel hineingeworfen, soviel eben hineingehen, eine Zeitlang darinnen gebrüht, dann mit einer Mistgabel oder -kralle herausgefischt und in die daneben hergestellte Grube geschleudert und eingestampft.

Diese Grube ist ein etwa flastertiefes rundes Erdloch, das mit Holzbalken ausgetäfelt ist.

Wenn dann die Grube voll Häuptel angepfercht ist, daß nimmer mehr hineingehen, wird sie gut geschlossen und die Häuptel dem eigentümlichen Gärungsprozesse überlassen, der sie haltbar macht, nicht nur bis zur Zeit, da wieder welche wachsen, sondern noch viel weiter hinaus. Hat man dann etwa im Winter Bedürfnis nach Kraut, welches Bedürfnis sich ganz gewiß einstellt, wenn das Geselchte und die Saumoasn gut geraten sind, dann wird die Grube von Fall zu Fall vom Schnee befreit, geöffnet, und es wird mit der Mistgabel oder -gabel ein Häuptel oder auch deren zwei herausgeholt.

Geehrter Leser, der du nicht aus der Gegend des Grubenkrautes stammst, du würdest jetzt davonlaufen und alle Eßlust würde dir vergehen, denn die Geschichte stinkt gräßlich. Doch da muß man wacker standhalten, besonders die Köchin, die hält aus und tut als ob sie keinen Geruchssinn hätte, entfernt die äußeren letschigen Blätter sauber vom guten weißen Kerne des Krautkopfes und schneidet diesen weißen Krautkern entweder mit dem Krautstock, der gerade so wie ein Häckelstock ausschaut, oder nur mit der Hand, unter Zuhilfenahme eines starken, scharfen Messers, so fein, als es eben geht, und überantwortet dann dieses Geschnitzel dem Siedetopfe, worin dann die Art Kraut wohl gut vier Stunden sieden muß, welcher Vorgang sich noch immer unter starkem Gestanke abwickelt, daß einem allweil noch die Eßlust vergehen könnte.

Nun aber ist's 12 Uhr, Eßenszeit, die Krautschüssel kommt auf den Tisch, dazu Geselchtes und Knödel und ausgezeichnet schmeckt es allen.

Dürfen auch wir mitessen, so werden wir das Kraut aus der Grube vorzüglich finden, etwas hart, wie Nußkern, aber schmackhaft.

Dieses Grubenkraut hat den Vorteil, daß es jahrelang anhält, wenn es vorsichtig bewahrt wird. In den kalten hochgelegenen Gegenden, wo kein Salat oder andere Gemüse wachsen, ist dieses Kraut, dann, besonders in der arbeits-

vollen Sommerszeit, gut herzunehmen, wo sonst das Bottichkraut nicht mehr mundet, da es den guten Geschmaç verloren hat.

Soviel vom Grubenkraut.

Weil ich aber schon in der Ueberschrift und auch im Inhalte einer Sache gedachte, die so recht zum Grubenkraut gehört und die auch vielleicht eine uralte Besonderheit des Waldviertels ist, die vielleicht sonst nirgends bekannt ist, nämlich die „Saumoasn“, so will ich auch derer hier in Ehren gedenken.

Saumoasn, hochdeutsch Saumaisn oder vielleicht gar Schweinmaisn!

Ah, da hört sich alles auf; so ein Namen! Ich bin schon weit in der Welt zwischen Wien und Linz herumgekommen, aber von einer Saumaisn hatte ich bislang nichts gehört; erst als bis mich der liebe Gott ins Waldviertel schickte, da lernte ich die Saumoasn nicht nur kennen, sondern auch schätzen und lieben.



Böggstall, Rückansicht des Schlosses mit Schloßteich und Kirche.

Es ist und bleibt wahr, auslernen tut der Mensch nie. Meint er einmal, daß er so schon alles weiß, da taucht auf einmal irgendwo etwas Neues, ganz Neues auf, von dem er noch nicht die leiseste Ahnung hatte. So war's bei mir, als ich die Saumaisn entdeckte. Ich kannte das Geselchte roh, gesotten, gebraten, gebacken, in Füllknödeln oder Fleischknödeln; aber als Saumoasn war es mir noch nie untergekommen.

Die Saumoasn sind eine Art geselchte Fleischknödel.

Beim Schweineschlachten wird Schweinefleisch, mageres und fettes, zu gleichen Teilen, mehr oder weniger fein gehackt, mit Salz, Pfeffer, Knoblauch, Kümmel und dergleichen Gewürzen gut durcheinandergemischt und aus diesem Gatsch oder Brei Kugeln von gewöhnlicher Knödelgröße geformt, deren jede dann mit einem Stücke Rezhaut gut umhüllt und gut geballt, eine nach der andern, 10 bis 20 Stück, der Reihe nach auf ein Brett gelegt werden.

So bleiben sie einige Tage in mittlerer Wärme liegen, wobei sie die gewisse Gärung (Sur, Säuerung) durchmachen, bei welcher sie durch und durch schön rot und haltbar werden. Täglich werden sie vielleicht noch einmal mit den Händen kräftig geballt, damit sie in schöner, runder Form verbleiben und nicht etwa unförmige Zelten werden. Nach Ablauf der gewissen Surzeit sucht die Hausfrau alle Spargelstrümmerl zusammen und umbindet damit jede Saumoasn kreuzweise

und macht einen passenden Klang (Schleife), mittels welchem eine Knoll' nach der anderen an die schmierigen, rauchschwarzen Selchstangen aufgefädelt wird. Daran hängen sie nun und baumeln lustig hin und her, bis sie im dunklen Rauchverlies zu beschaulicher Ruhe gelangen, wo sie mehr an runde Fledermäuse, denn an irgendeinen Vogel des Geschlechtes der Mäusen erinnern.

In der Selchkammer verbleiben sie in Gesellschaft der Selchstücke bis sie Rauch genug geschluckt haben, schwarz genug sind, so haltbar gemacht, daß sie es in der lustigen Fleischkammer aushalten können über ein Jahr lang, ohne in Fäulnis zu geraten oder von Fliegen mit Eiern belegt zu werden. Die scharfe Rauchsäure (Kreosol oder wie der braune Teufel heißen mag) hält sowohl Fäulnis wie Fliegen fern.

Nach Belieben wird dann so ein geselchter Fleischknödel oder deren mehrere herbeigeholt aus der Borratskammer, gesotten und besonders gern zu Sauer- oder auch Grubenkraut verzehrt.

Die Saumoasn werden, je älter, desto besser, bekommen mit der Zeit eine gewisse Schärfe, etwa wie Salami, so daß sie füglich Bauern- oder Waldviertler-salami genannt werden könnten.

Diese Abhandlung sei geschrieben zum ehrenvollen Andenken an einige Arten von Gottesgaben, mit denen man im Waldviertel den Hunger stillt und auch zu guter Würdigung dieser Lebensmittel, auf daß nie, wenn von ihnen wo die Rede sei, über sie die Nase gerümpft werde.

Eggenburg vor fünfzig Jahren und heute.

Eine kleine Plauderei von Hans Zwischka, Eggenburg.

Als kleiner neunjähriger Knirps sah ich zum erstenmal die Stadt Eggenburg. Meine Aufmerksamkeit wurde gefesselt durch die mittelalterlichen Häuser, besonders durch das alte Stodgasthaus mit seinen bauchigen Gitterfenstern, an dessen Stelle heute das Hotel „Zur Sonne“ steht, das „gemalte Haus“, den alten Bürgerturm mit seinem Kaiseradler auf dem Dach, den Pranger, die Giebelhäuser am Hauptplatz, die Marien- und die Dreifaltigkeitssäule usw. Vor fünfzig Jahren gab es zwar schon eine Straßenbeleuchtung, aber nur Petroleumlampen, die jedoch nur selten gepuht waren und darum mehr rauchten und Gestank, statt Licht verbreiteten. Wer in finsternen Nächten durch die Stadt ging, nahm sich eine Laterne mit oder wurde mit einer solchen von der Bahn abgeholt. Wenn Mondschein im Kalender stand, wurden die Straßenlaternen überhaupt nicht angezündet.

Trotz der Kleinheit Eggenburgs war immer „etwas los“. Es kamen reisende Theatergesellschaften, sogenannte Schmieren, die Stücke von Benedix, Kozebue u. a. aufführten, Zirkusse, Bärenführer, Seiltänzer, Zauberer, Menagerien, Ringelspiele usw. Sensation erregte besonders der Seiltänzer Strohschneider, der mit einem mit erhitzter Luft gefüllten Ballon aufstieg, an dessen daranhängendem Trapez er seine Kunststücke ausführte. Jahrmärkte mit Riesendamen, Tätowierten und anderen Abnormitäten befriedigten die Schaulust, Kirchweih- und Weinlesefeste, Sängergaufeste sorgten für Abwechslung im Alltag. Einmal traten beim „Goldenen Löwen“ Negertänzer auf, die mit ihren Speeren und Schildern und ihrem Geschrei einen Heidenlärm verursachten. Die Theatervorstellungen fanden teils in dem in den achtziger Jahren abgebrannten Bröckhischen Kolosseum, teils beim „Goldenen Löwen“ statt. Bei der Auferstehung und der Fronleichnamsprozession marschierte immer das „k. k. privilegierte bürgerliche Schützenkorps“ mit, an der Spitze der Musikkapelle der dicke Schuhmachermeister Pjälzer mit dem Tambourstab, während der kleine magere Schneidermeister Lehngrüßler die große Trommel schleppte und diese bearbeitete, daß es eine Freude war, dabei mußte er sich immer nach hinten beugen, weil ihn sonst das Ubergewicht der Trommel niedergezogen hätte. So geschah es auch jedes Jahr am 18. August, des Kaisers Geburtstag. Am Nachmittag dieser Festtage war dann

Konzert auf Kauderers „Wahring“. Die Kirchweihfeste wurden im Kolosseum abgehalten, ebenso die Weinlesefeste und Bälle. Die Musik besorgten meist die „99er“ aus Znaim. Der Nachtwächter und der „Halter“ waren wichtige Würdenträger der Stadt. Einmal schlug die Pfarrturmuhr 13 statt eins, da sang der Nachtwächter:

„Alle meine Herr'n und Frau'n, laßt's enk sag'n,
Der Hammer hat 13 g'schlag'n
Und i kann 'n Fallnbiegl net zu der Uhr auffi trag'n.“

Fallnbiegl war Uhrmacher in Eggenburg. Der Halter wurde, glaube ich, 1887 abgeschafft und wurde Dienstmann.

Gewaltiges Aufsehen erregte das erste Automobil im Jahre 1903. Von allen Seiten strömte das Volk zusammen, um das neue Verkehrsmittel zu sehen. Und nur wenige Jahre später wurden die Kraftwagen von denselben Jungen, welche dem ersten nachrannten, und diesen nicht genug anstaunen konnten, kaum eines Blickes gewürdigt.

Als ich Eggenburg zum erstenmal sah, gab es noch keinen Wasserburger-, keinen Lueger-Ring, die ersten Häuser entstanden dort anfangs der neunziger Jahre, auch die Grafenberger- und Pulkauerstraße waren noch nicht verbaut. Die Gartenstadt entstand 1911. Alte, interessante Bauwerke verschwanden seither, wie 1893 der Bürgerturm, das Gasthaus „Zur Sonne“ und andere mehr. Es bestanden statt der Wasserleitung nur Hausbrunnen und fünf öffentliche Brunnen, von denen der eine durch den Jubiläumsbrunnen ersetzt wurde, jetzt sind noch zwei Brunnen in Betrieb. Eggenburg zählte anfangs der achtziger Jahre nur etwa 1900 Einwohner in ungefähr 240 Häusern, im Sommer 1929 (siehe Landzeitung vom 14. August 1929) 458 Häuser, 4750 Einwohner, 227 Radiohörer, 14 Personen-, 13 Lastautos, 6 Motorräder mit, 70 ohne Beiwagen, die Einwohnerzahl von 5000 dürfte 1932, spätestens 1933 erreicht oder überschritten sein. Welcher Aufschwung innerhalb von 50 Jahren! Meine Eltern und ich sowie die meisten Wiener, kannten Eggenburg nicht einmal dem Namen nach, obwohl es schon damals Schnellzugsstation an einer Hauptbahnlinie war, während Horn fast überall bekannt war.

Dorfgeschichten aus unserem Waldviertel.

Der unsichtbare Weggenosse.

Eine Weihnachtsgeschichte aus dem Waldviertel.

Von Alexandra Ankwicz, Wien-Zwettl.

Feierlich mahnend verhallte der letzte Glockenton, den Beginn der Weihnachtsmesse verkündend, und beschleunigte die Schritte der Zuspätkommenden. Wie Irrlichter gespensterten die Laternen in den Händen der wenigen Nachzügler, unter denen auch die Bindinger-Marie, so schnell es ihre müden Füße erlaubten, den steilen, von vielen Schritten glattpolierten Pfad hinanhastete. Aus dem geöffneten Kirchentor drang Orgelgebraus und heller Lichtschein und der Andrang der Andächtigen war so groß, daß sich die Marie nur mühsam durch die Menge der rückwärtsstehenden Männer Bahn brechen konnte.

Unwillig drehte sich der Jäger-Franz nach der Ruhestörerin um und maß sie mit unfreundlichen Blicken. Ja, wäre sie noch die reiche und hübsche Königsegger-Marie von ehemals, würde er sie wohl liebevoller betrachten! Aber seit sie den armen, aber bildsauberen Bindinger-Toni ihm vorgezogen hatte, war er nicht gut auf sie zu sprechen, und seitdem gar das große Unglück über sie gekommen, ihr Mann sie verlassen, sie Haus und Hof verloren und ganz verurmt war, kümmerte er sich überhaupt nicht mehr um sie.

Diese Behandlung von seiten ihrer Dorfgenossen war sie aber schon gewöhnt; man gab ihr zwar hie und da Arbeit, ließ sie aber fühlen, daß sie die Armenhäuslerin war, mit der man sich nicht viel abgab. Darüber kränkte sie sich schon lange nicht mehr, sie hatte Schwereres in ihrem Leben zu ertragen gehabt!

Sie hatte ihren Platz in einer der letzten Bänke erreicht und entzündete mit steifen Fingern den Wachsstock, den sie vor sich am Pult befestigte. Duzende solcher Flämmchen durchzuckten die weihrauchgeschwängerte Luft, vom Chor ertönte eine reine klare Mädchenstimme, die ein schlichtes Weihnachtslied sang, Tannenduft durchzog den Raum und diese weihnachtliche Stimmung rief in der Marie Erinnerungen an die Christabende wach, die sie einstens mit ihrem Manne und ihrem Töchterchen verbracht hatte. Wie traulich waren die Zeiten! Ihr Toni war ein zärtlicher Gatte und Vater, immer fröhlich und zum Scherzen aufgelegt. Er war ja ein guter Mensch, nur so schrecklich leichtfertig und unstet. An der Scholle zu kleben war ihm verhaßt, er fühlte sich in diesem ruhigen Erdenwinkel beengt, wollte die Welt kennenlernen und genießen. Deshalb redete er ihr zu, den Hof zu verkaufen und fortzuziehen. Den schönen großen Hof! Sie willigte ein. Was hätte sie ihm auch abschlagen können! Freilich, daß er dann allein fortwandern und sie mit einem kleinen Kapital hilflos zurücklassen werde, das hatte sie nicht gewollt.

Zwölf Jahre waren seitdem verstrichen, er hatte nie von sich hören lassen. Es kamen böse Zeiten. Sie mußte von Haus und Hof und hart arbeiten, um sich und ihre kleine Agnes erhalten zu können. Sie hatte gehofft, auf seine Rückkehr gewartet und den Mut nicht verloren, bis zu dem Tage — oh! daß sie ihn vergessen könnte! — an dem sie — heimkehrend — die Kleine nicht vorfand. Sie suchte, suchte verzweifelt mit Hilfe aller Nachbarn und fand das Kind schließlich im Mühlbach tot.

Da brach sie zusammen, erkrankte, verlor allen Lebensmut und landete zu guter Letzt im Armenhause, wo man ihr ein Stübchen überließ.

Sie schreckte aus ihrer Versunkenheit auf. Der Mesner hatte ihr auf die Schulter geklopft und bedeutet, daß die Mette zu Ende sei. Ihr graute vor dem Nachhausekommen, wo Kälte und Einsamkeit ihrer warteten. Als sie ins Freie trat, gewahrte sie, daß das Wetter noch unsichtiger geworden war und im Flackerchein des Laternchens hob sich ihr eigener Schatten riesengroß und sonderlich von der dichten Nebelwand ab. Es war ganz unheimlich anzusehen!

Die übrigen Mettenbesucher hatten sich schon verloren, Stille weit und breit, ab und zu drang schwacher Lichtschimmer aus verhängten Fenstern.

Als die einsame Frau die Häuserzeile durchschritten hatte und in die baumbegrenzte Landstraße einbog, glaubte sie Schritte hinter sich zu vernehmen. Sie drehte sich um, konnte aber niemand erblicken. Es war wohl eine Täuschung! Doch kaum setzte sie ihre Wanderung fort, ertönten auch wieder die Tritte des unsichtbaren Weggenossen, der nicht einmal eine Laterne zu haben schien, sonst hätte sein Licht durch den Nebel geblitzt.

„Is wer da?“ rief sie, bekam aber keine Antwort. Es war ihr nicht ganz heimlich zumute und sie beschleunigte ihre Schritte.

Sie hatte in Hast den größten Teil des Weges schon zurückgelegt, als sie aufblickend einen Schatten gewahrte, der geisterhaft neben dem ihrigen über die Nebelwand fluschte. Sie stieß einen Schrei aus und eilte im Lauffschritt ihrem Häuschen zu, das gleich zu Anfang des Dorfes gelegen war, schloß mit zitternden Händen die kreischende Türe auf und versperrte sie sorgfältig hinter sich.

Dumpf und kalt war es in dem kleinen Zimmer, das ihr Schlafstelle, Küche und Arbeitsraum bedeutete, das sie aber peinlich sauber hielt.

Als sie die Kerze entzündet hatte, war ihr leichter zumute. Nun sie dabei war, ein Feuer in dem Herd anzufachen, glaubte sie ein leises Krackgeräusch an dem vereisten Fenster zu hören. Erschrocken hielt sie in ihrer Beschäftigung inne, suchte ihre große blaue Schürze hervor und verhängte damit die Scheiben.

Das Feuer prasselte indes lustig und verbreitete angenehme Wärme. Sie rückte sich einen Stuhl in die Nähe und ihre erstarrten Glieder begannen sich wohligh zu dehnen. Da ertönte ein Pochen an der Türe.

Nun war kein Zweifel mehr möglich, sie wurde verfolgt. Wer aber konnte von ihr, der Ärmsten der Armen, etwas wollen? Sie beschloß, sich nicht zu rühren und verharrte in Stille. Das Klopfen wiederholte sich, jetzt aber stärker. Ihr Herz ging in wilden Schlägen.

„Wer is draußen?“ fragte sie zitternd.

Eine ihr unbekannte, heisere Stimme antwortete: „A armer Obdachloser bittet um a Quartier.“

„Gehst halt zum Burgermoaster, der wird dir scho a Nachtlager verschaffen!“ rief sie ihm, etwas unwillig über diese Zumutung, zu.

Doch der Unbekannte ließ nicht locker: „Wenn mir d' Frau wenigstens a bißl was z' essen geb'n möcht. Wird do net am Heiligen Abend an Armen von der Türe weisen!“

Was sollte sie tun? Es wäre wirklich unchristlich gewesen, in der Weihnachtsnacht einen Mitmenschen darben zu lassen! So nahm sie eine Schnitte Brot und ein Stückchen Fleisch und wollte es dem Unbekannten durch die Türspalte reichen. Als aber der Mann das hellflackernde Feuer erblickte, bat er in kläglichem Ton: „Lass' mi di Frau a Weil zum Herd setzen, bin halb erfroren.“

Sie schwankte. Sollte sie seiner Bitte willfahren? Doch siegte ihr gutes Herz und sie ließ den Mann, der verwahrlost und herabgekommen aussah, herein. „Vergelt's Gott tausendmal“, murmelte er und setzte sich auf die niedere Bank, die im Herdwinkel stand.

„Wohin wanderst denn no so spat?“ fragte die Marie und wollte ihm ins Gesicht sehen. Doch konnte sie seine Züge nicht ausnehmen, ein abgegriffener breiter Hut hing ihm tief in die Stirne. Er saß in sich zusammengekauert und schien recht erschöpft, denn er beachtete den Teller mit warmer Suppe kaum, den sie vor ihn hinstellte. „Iß halt und warm di, is dir vergunnt, in der Christnacht joll neamd hungern.“

„Hat die Frau kan Mann und ka Kind?“ fragte er unvermutet.

Sie zuckte zusammen. „Ja“, sagte sie tonlos und es würgte sie in der Kehle, „sind aber beide tot“.

„Beide?“ verwunderte er sich.

„'s Kind is ertrunken und der Mann is a tot, für mi is er tot.“ Da ließ er den Löffel fallen, sank von der Bank herab auf die Knie und brach in schütterndes Schluchzen aus.

„Ja, was is denn gescheh'n?“ Sie blickte erstaunt auf den Knieenden, dem der Hut vom Kopfe gefallen war. Da sah sie an der linken Schläfe des Mannes eine Narbe, eine brandrote, fingerlange Narbe. Die kannte sie nur zu gut! Die gleiche hatte ihr Mann, seitdem er so unglücklich vom Wagen gestürzt war.

„Toni!“ schrie sie auf.

Er ließ die Hände sinken und blickte zu ihr auf. Diese schwarzen, einstmals so glühenden Augen, waren jetzt noch das schönste in dem verwitterten, von Leidenschaften gezeichneten Gesicht.

„Ja, Marie, i bins wirkli. Sag mi net fort! I hab mi ja so g'fehnt nach dir und der Agnes.“

„Warst net fortgegangen, wannst uns gar so gern g'habt hast, und daß 's Kind tot is, kommt a auf dei Seel!“ Sie suchte sich zu verhärten und wollte ihn nicht so leichten Kaufes wieder bei sich aufnehmen. Doch als sie ihn so vor sich sah: gealtert und grau, elend und gebrochen, schmolz ihr Herz in Mitleid und der früheren, niemals ganz erloschenen Liebe zu ihm.

„I hätt' ihr was mitbracht g'habt, der Agnes“, fuhr er fort, wandte sich der Türe zu und holte von draußen ein zierliches Tannenbäumchen. „Für die Agnes wär's g'wesen“, sagte er und stellte das Bäumchen auf den Tisch.

„Für die Agnes“, wiederholte sie leise, kramte aus der Lade einige Kerzenstümpfchen hervor und befestigte sie, so gut es ging, an den Zweigen.

Dann saßen die beiden unter dem brennenden Bäumchen und ihre Gedanken verloren sich in Erinnerungen. Er berichtete von seinem drausgängerischen Abenteuerdasein, das aber bald ein klägliches Ende genommen, sie erzählte von ihrem Hoffen, dem niederschmetternden Unglück und ihrem endlichen Verzicht. Die Lichter waren längst herabgebrannt, das Herdfeuer erloschen. Sie merkten es kaum. Hand in Hand sitzend erstarrten sie in dem Gefühl ihrer wiedergewonnenen Gemeinsamkeit und dem beglückenden Bewußtsein, das graue, schwerlastende Stückchen Zukunft, das ihnen noch vorbehalten war, in freudiger Zusammenarbeit tragen zu wollen.

Museum der Stadt Krems an der Donau

Am 4. Oktober l. J. jährte sich zum 40. Male der Tag, an dem das Städtische Museum Krems in den herrlichen Räumen der aufgelassenen frühgotischen Dominikanerkirche eröffnet wurde. Aus diesem Anlaß versammelten sich die Mitglieder des Verwaltungsausschusses zu einer Festigung, in der Obmann Kommerzialrat Josef Oser einen kurzen Rückblick über die Entwicklung des Museums seit dieser Zeit gab, wobei er dankend der opferfreudigen Tätigkeit der ersten führenden Persönlichkeiten, insbesondere des Gründers, Propst Dr. Anton Kerschbaumer, und der Herren Prof. Dr. Joh. Strobl, als Begründer der berühmten prähistorischen Sammlungen, und Dr. Spängler, als Begründer der Münzensammlung, gedachte und die großen Leistungen aller folgenden Mitarbeiter entsprechend würdigte.

Unter den Neuerungen der letzten Jahre sind von besonderer Bedeutung die Errichtung des Weinmuseums und der schwarzen Küche durch Studienrat Dr. Hans Plöckinger, sowie eines Lapidariums mit hervorragenden seltenen Kunstwerken. Von den Erwerbungen im Laufe des Sommers verdienen besonders hervorgehoben zu werden: Ein zum romanischen Tor im Lapidarium gehörender Kaffag mit männlichem Kopf, eine Holzsulptur um 1520, Madonna mit Kind und Weintraube, ein Trinkglas des Kremser Modonziehers Matthias Priminger mit Gravierung (um 1690); ein Trinkglas mit Gravierung Wien-Krems, um 1730 (alle aus der Sammlung Oser); eine große Sammlung photographischer Platten mit alten Ansichten aus Krems und Stein (Geschenk der Frau Oberfinanzrat Strobl), Halschmuck aus einem altbronzezeitlichen Grab in Grimling, blaviale Tierknochen, darunter der Zahn eines Mammuts aus Hörsfarth u. v. a.

Auch das Weinmuseum, das einen großen Besucherstand aufweist, wurde durch Aufnahme zahlreicher wertvoller Spenden wieder sehr bereichert. A. Bruckner.

Geselligkeitsverein der Oberen Waldviertler in Wien.

Anschrift: Obmann Florian Pafka, 19., Barawitzgasse 12, 1. St., Tür 20.

Generalversammlung vom 4. Oktober l. J. im Vereinsheim, Restaurant Rohrer, 17., Ottakringerstraße 16: Wiederwahl des gründenden Ausschusses. (Siehe Mitteilg., 3. Jahrgang, 1. Juni 1930.)

Höfliche Einladung an alle Waldviertler in Wien ergeht zu folgenden Veranstaltungen des Vereines:

Bereinsabend am 6. Dezember 1931 im Vereinsheim, Restaurant Rohrer, verbunden mit einer Krampusfeier. Kinder erhalten Geschenke.

Große Silvesterfeier am 31. Dezember 1931. Tanz bis ins neue Jahr hinein. Auslosung eines lebenden Ferkels. Verschiedene Belustigungen.

Vierter Ball der Oberen Waldviertler in Wien am Faschingsonntag, den 6. Februar 1932 in Herrn Jauners Gastwirtschaft der Oberdörfleiner, 18., Jägerstraße 4.

Geselligkeitsverein „D'Waldviertler G'mütlichkeit“.

Sitz und Anschrift: Wien, 7., Kirchberggasse 7, A. Grubauers Gasthaus.

Vereinsveranstaltungen, zu denen die Waldviertler in Wien herzlich eingeladen sind: Sonntag, den 20. Dezember l. J., Weihnachtsfeier mit Kinderbescherung in der Restauration Schorn, Wien, 6., Capristan-gasse 12. Der Abend soll zu einer schönen Vorfeier des Festes im heimatischen Kreise werden, mögen daher recht viele Waldviertler dem Rufe des Vereines folgen.

„Verein der Waldviertler in Wien.“

Obmann: Hofrat Dr. Franz Schönbauer, 16., Montleartstraße 37. — Jährlicher Mitgliedsbeitrag 8 2.—. Ueberzahlungen und Spenden fließen ungekürzt dem Mensa-Fonds für Waldviertler Studenten zu. — Gesellige Waldviertler-Abende am ersten Dienstag in jedem Monat bei Puch, 9., Garelligasse 3.

Aus Anlaß des vierzigjährigen Bestandes wird unsere Landsmannschaft anfangs Februar 1932 eine beschlossene Erinnerungsfeier veranstalten, zu welcher alle unsere lieben Landsleute, unsere jetzigen und ehemaligen Mitglieder, alle bodenständigen Waldviertler sowie Freunde unserer schönen Heimat freundlichst eingeladen sind. Diese Veranstaltung soll gewissermaßen eine herzliche Wiedersehensfeier sein und durchaus heimatisches Gepräge tragen. — Jene Damen und Herren, welche geneigt wären, an Musik, Gesangs-, beziehungsweise dichterischen Vorträgen in diesem Sinne mitzuwirken, werden inständig gebeten, ihre Bereitwilligkeit dem Schriftführer, Herrn Landesinspektor Adolf Markiewicz, 19., Quatweidengasse 8, gütigst bekanntzugeben. — Der Tag der Veranstaltung wird in besonderen Einladungen und durch Zeitungen bekanntgegeben werden.

Weiters sei mitgeteilt, daß der Verein nach Maßgabe seiner Mittel an arme Waldviertler Studenten Mensa-Stipendien verleiht und außerdem in der Lage ist, für Örer der Rechte die Erlangung von Mensa-Stipendien, beziehungsweise „Rotaschilfen in Geld“ befürwortend zu ver-mitteln. Ansuchen an den Obmann Hofrat Dr. Franz Schönbauer, 16., Montleartstraße 37.

Wohltätigkeits- und Geselligkeitsverein „D'Waldviertler“ in Wien.

Anschrift: Wien, 6., Stumpfergasse 9/31.

Trotz schlechter Zeitverhältnisse kamen unsere Landsleute zum Kirchtogtag beim Stalehner. Diesmal waren auch werthe Gäste zur Stelle, eine Vertretung der „Oberen Waldviertler“ und die „Waldviertler G'mütlichkeit“ in voller Vereinsstärke mit Fahne. Bis über Mitternacht Musik und Tanz, fast ohne Pause, viel zu früh für die Jugend der Schlafpolka. Ist das Esträger auch bescheiden, für eine einfache Weihnachtsfeier reicht es doch. Am 13. Dezember bringt unser Waldviertler-Abend beim Spah, Reulerchenfelderstraße 16, einen Lichtbildervortrag über Deutsch-Ostafrika und anschließend daran eine Christbaumfeier und Weihnachtsbescherung. Beginn um 17.30 Uhr. Waldviertler, willkommen!